

# Der Larifunkus und sein Buch

Autor(en): **E.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387462>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

che Dummheit! Ein ungelehrter Tropf, ein grober Tölpel, ein Flegel, der irgend in einem wilden Schneeberg von zwei Klötzen ausgeheckt worden, der weder Erziehung noch Talente hat, so ein Plock erfrecht sich, an dem großen Genie sich zu vergreifen, sich an den größten Mann zu machen und seine Schriften zu kritisieren, die von der ganzen gelehrten Welt bewundert und angebetet werden. – Himmel, bewahre mich – nein, mein hochgelahrter Herr, ich würde zittern, wenn mir irgend ein kritisches Wort entwischen sollte, wann irgend ein tadelnder Gedanke in meinem Busen aufsteigen sollte. Ich ehre diesen großen Mann so sehr, als man einen Verstorbenen ehren darf, und wünsch ihn in jener Welt anzutreffen. Das Glück, seine Werke zu lesen, drängt mir diese Zeilen zu seinem Lobe ab, und wenn Shakespeare noch lebte, würde er dies unmündige Lob nicht verachten; vielleicht mich zwischen den Rippen kennen und lächelnd ein gütiges Urteil fällen. Nein, nur über alle Teile etwas, nichts Kritisches, nur Gefühl, Empfindungen, Gedanken bei diesem und jenem Stück – mit diesem lieben Mann reden, als wenn er bei mir am Tisch säße.»

Bräkers kluge, gefühlvolle Gedanken füllen ein ganzes Bändchen. Im «Sturm» erkennt er Shakespeare als einen wundertätigen Theatergott.

«Dein Sturm gefällt mir, lieber William, er hat keiner Seele Leids getan – und da hast du lauter so lustige Burschen, die imstande sind, einen solchen Sturm auszuhalten.» An den «Sommer-nachtstraum» knüpft er allerlei Reflexionen über die verschiedenen Narren dieser Welt. Die «Lustigen Weiber zu Windsor» sind nicht nach seinem Geschmack, da gar so keine Person vorkomme, die einem die Seele bewegt; er charakterisiert Falstaff trefflich. «Macbeth» ergreift ihn tief. In der «Widerspenstigen Zähmung» findet er manche Parallele zum eigenen Haushalt. «Julius Cäsar» hat ihn zu viel Denkens angeregt, und er hat ihn mit Herzenslust gelesen und wieder gelesen. «Es soll mir einer kommen, der solch einen Cäsar, Brutus, Cassius und Antonius mache!» Als «König unter allen Spielen», als «Kern aller Werke», als «Edelstein in der Krone» preist er den «Hamlet». Shakespeare scheint ihm «Himmelsmacht» zu haben und im «Göttertön» zu reden. Er ruft ihm zu: «Unsterblicher William, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen gemacht, hast mich traurig, betrübt und melancholisch gemacht – und alles wieder geheilt!»

### *E. St. | Der Larifunkus und sein Buch*



in Apotheke schreibt Verse. Das ist schon dagewesen. Die Verse sind mäßig, und der Mann heißt Huber. Selbst diese Tatsachenverbindung mag nicht neu sein unter der Sonne, und endlich auch nicht der

Umstand, daß der pillendrehende Dichter es für ein Unrecht hielte, seine Musenkinder der Allgemeinheit vorzuenthalten. Er beglückt jede «Blumenlese», jedes «Poetische Portefeuille», jedes «Schweizerische Museum», und wie die Gedichtsammlungen unseres Landes in den achtziger Jahren seines schöngeistigen Jahrhunderts noch heißen mögen, mit Einsendungen.

Trotz diesem vermutlichen Mangel an Einma-

ligkeit mögen die besondern Umstände des Dichterlings und die bibliophilen Vorzüge des einzigen Straußes, den er aus den Blüten seines Geistesapriels gebunden hat, eine Erwähnung an dieser Stelle rechtfertigen.

Man stellt sich das betriebsame Männchen mit dem Gebärdenspiel des lebhaft veranlagten Strebers und den beifallshungrigen Augen unter der etwas engen, stark zurückweichenden Stirne vor, wie es in seiner Apotheke an der Schiffflände zu Basel den Pegasus reitet:

«Ich spor- und peitsch und treibe bis gen  
Himmel;  
Denn Flügel hat – Ihr Schönen denkt – der  
Musen Schimmel:  
Und bring Euch dann mit gutem Glück,

Ein artige Geschicht, aus dem Olymp zurück.  
Denn im Olymp da leben wir, wir Reime  
Schmieder,  
Mit Göttern (ohne Ruhm gesagt) wie Brüder ...»

... wie er einen just gefundenen Gedankenblitz  
gegen das Vergessen rasch noch aufschreibt, be-

Besucher: «Habe ich den Vorzug, mit Monsieur  
Wernhard Huber ...?» «En personne», erwidert  
der andere in froher Erwartung. Richtig, der  
Fremde fährt fort: «Dem Dichter?» Lebhaft be-  
jaht Huber. Und der Fremde: «Ich kenne dero  
artige Verse in Herrn Bürklis Blumenlese. Auch  
ich habe mich in Poeticis schon versucht. Mein



Bildnis Wernhard Hubers.  
Aus den «Funken vom Heerde Seiner Laren». Basel 1787

vor er hinter den Ladentisch tritt, um einer ein-  
getretenen Jungfer mit der gewünschten Mixtur  
aufzuwarten; heimlich wetternd wider die leidi-  
gen Berufspflichten, die ihn jeweils im Augen-  
blicke der herrlichsten Eingebung in die schnöde  
Wirklichkeit herunterreißen.

Nun, es gibt auch andere Besucher. Ein schlan-  
ker Bündner Offizier in französischen Diensten  
tritt auf der Durchreise in die Apotheke und läßt  
sich für einen halben Batzen Lindenblüten ab-  
wägen. Doch der Einkauf ist nur ein Vorwand.  
Als der kleine Handel geschlossen ist, fragt der

Name: Gaudenz von Salis-Seewis.»

Der Beglückte macht sich hurtig hinterm La-  
dentisch hervor, umarmt den Bruder in Apoll.  
Jener hat Mühe, sich den heftigen Freundschafts-  
bezeugungen zu entziehen, und kann's nicht ver-  
wehren, daß der Apotheker eine Silhouette von  
ihm abnimmt.

Eines schönen Tages faßt Wernhard Huber  
einen großen Entschluß. Die da und dort ver-  
streuten Verse haben ihm wohl zu einiger Be-  
rühmtheit in andern Kantonen verholfen, aber  
wie wenige Basler kaufen solche in Osthelvetien

erschienene Gedichtsammlungen! Überdies hat er Aufsätze geschrieben, in denen er die geistvollsten Gedanken niederlegte. Diese mit den Gedichten vereinigt, ergäben einen Band, mit dem er sein Licht leuchten lassen könnte vor den Leuten.

Er begibt sich mit einem stattlichen Bündel beschriebener Bogen zu Johann Jacob Thurneysen, dem Drucker.

«Seit es bei unsern Mitbürgern bekannt geworden, daß ich zuweilen zum Zeitvertreib ein Gedichtgen oder Aufsätze mache, bin ich in den Verdacht gekommen, als wenn ich an diesen oder jenen Anonymitäten, welche etwann in der Stadt circulieren, teil haben möchte. Ich will mich dieses mir höchst unangenehmen Verdachts gerne entledigen, in dem ich alle meine Aufsätze, die mehr als eine Person interessieren könnten, zusammen herausgebe.<sup>1)</sup>»

Und schon blättert er in den Manuskripten, beginnt dem Drucker Verse vorzulesen; sie sollen besser als Erklärungen für ihn werben.

«Hier: ‚Ein süßer Tod.‘ Das ist der Titel. Und der Untertitel: ‚An Marie, als ich ihr eine Nelke pflückte.‘ Jetzt das Gedicht:

‚Du edle schöne Nelke!  
Sollst denn auch du verwelken?  
Und stehst so göttlich da,  
Und duft’st Ambrosia!

Komm Blumenfürstin Gottes!  
Des schönsten Blumen Todes,  
Stirb an Mariens Brust,  
Da stürb ich selbst mit Lust.‘»

«Haha», lacht der Drucker.

«Ihr müßt das Poetische daran betrachten, nicht allein die witzige Pointe, die nur Beigabe ist. Und zum Pendant: ‚Die Rosen.‘

‚Wär ich zu Euerm Glük erkohren,  
Ihr Blumen welche Götter Lust!  
Auf Florens Busen wurdet Ihr gebohren,  
Und starbt an Selimenens Brust.‘»

«Das ist ja fast das gleiche», findet Thurneysen unsicher.

Der Dichter zuckt mitleidig die Schultern: «Das mag Euch so scheinen. In Wirklichkeit ist’s ein feiner selbständiger Gedanke. Ich darf’s ohne Unbescheidenheit sagen, denn ich hab ihn nach einem geistvollen Franzosen nur ins Deutsche

<sup>1</sup> Aus der Vorrede, die eigensinnig mitten im Buche, nach dem fünfzigsten Stück, angebracht ist.

übertragen. Und nun, das ist wieder ganz von mir: ‚Genügsamkeit.‘

‚Mein Lisgen, meine Pfeiff’, mein Krug  
Sind alle meine Schätze!  
Doch hab ich sie – und hab genug  
Daß ich mich stets ergötze.

Drückt Schwermuth mir das bange Herz,  
Mein Lisgen kans erquicken!  
Ihr süßer Kuß, ihr sanfter Scherz,  
Kan Leib und Seel entzücken.

Quält lange Weile mein Gemüth,  
Geh ich mein Pfeifgen füllen;  
Wie sich sein Knaster-Dampf verzieht,  
Verziehn sich meine Grillen.

Und macht gelehrter Spleen mich toll,  
Wie jag ich den zum Teufel;  
Mein Krug von edlem Rheinwein voll  
Siegt über Sorg’ und Zweifel.

So leb ich froh in Gottes Welt  
Und bin vergnügt bey Wenig!  
Von Geld- und Ruhm-Sucht ungequält,  
Zufrieden als ein König.‘»

«Liesgen, ei! Madame Huber heißt doch meines Wissens Judith?»

«Wahre Kunst ist unpersönlich. Liesgen klingt poetisch und ist symbolisch. – Neben diesen Proben meiner Gedichte noch etwas Ungereimtes, damit Ihr über den bescheidenen Reichtum urteilen mögt, den meine Prosa birgt.

‚Wenn das ein Weib nicht für ihre größte Herrlichkeit hält, wenn sich einer den Schädel um sie zerschmettert – so ist sie keines wakern Burschen werth – Und weil die Weiber nun einmal denken wie sie denken, so wäre es freylich der dummste Philisterstreich sich für eine – auch nur an den Ellenbogen zu stoßen – Die saubern Thiergen – man soll klug seyn, brav, schön, tapfer seyn wie ein Löwe, biegsam wie ein Bolognesergen, alle 7 Künste können, und dann doch für ein paar blaue Augen – vor Liebe sterben oder gar vor Narrheit leben – Das sind mir Geschöpfe! Und doch uns zu Gehülffinnen gemacht – Hm! Hm! Hm! – Und doch – ist unser Leben wie Caffee ohne Zucker, wie Suppe ohne Salz, wenn wir’s nicht für ein Weib leben ...‘»

Wernhard Huber blättert weiter. Der andere macht eine abwehrende Bewegung. «Das soll alles



Aus Wernhard Hubers «Funken vom Heerde Seiner Laren»

untereinander gedruckt werden? Gereimtes und Ungereimtes gibt man sonst nicht im gleichen Bande heraus.»

«Sonst, ja. Aber in besondern Fällen tut man es.»

Er denkt an die Bändchen, die der Herausgeber des Wandsbecker Boten in gewissen Ab-

ständen erscheinen läßt; sie enthalten, so wie er selbst es mit seinem Buche vorhat, in bunter Reihenfolge Dichtungen in gebundener und ungebundener Form. Jener Monsieur Claudius, der unter dem Decknamen Asmus schreibt, hat ihn überhaupt auf den Gedanken gebracht, es in die-



Aus Wernhard Hubers «Funken vom Heerde Seiner Laren»



ser Weise zu halten: indes braucht dies Thurney-  
sen nicht zu erfahren.

«Ihr müßt's Euch ein ordentlich Stück Geld  
kosten lassen!» gibt dieser zu bedenken.

«Damit rechn' ich. Es soll mir wieder herein-  
kommen. Ihr werdet zugeben, Gedanken gleich  
dem zuletzt gelesenen können keinen kalt lassen.»

Doch, den Drucker hat dieser kalt gelassen.  
Er fragt nüchtern: «Soll ich einen Voranschlag  
machen.»

dem geschmückt hat. Ein verwegener Einfall  
schießt dem Heimkehrenden durchs Haupt –  
jener Wandsbecker hat seine Bändchen mit bild-  
lichen Darstellungen durchschossen: «Zu guter  
Stunde treff' ich Euch!»

Er nimmt den Künstler mit sich in die Apo-  
theke und bestellt ihm zur Ausstattung des Ban-  
des stehenden Fußes fünf Tafeln, schön in ge-  
tuschter Manier. Sein Bildnis nicht zu vergessen,  
damit auch der ferne Leser sehe, mit wem er's zu



«Ritter von Scheideck-Geschichte». Aus Wernhard Hubers  
«Funken vom Heerde Seiner Laren»

«Tut's. Aber bald. Das Büchlein soll noch die-  
sen Herbst erscheinen.»

«Habt Ihr schon einen Titel?»

Der Dichter schlägt das erste Blatt auf. Da  
steht, mit breitem Kiel ansehnlich hingemalt,  
und er liest es ab, breit und eindrucksvoll:

*Wernhard Hubers  
Funken  
vom  
Heerde  
Seiner Laren  
der Freundschaft der Wahrheit  
dem Scherze.*

Auf dem Heimwege begegnet dem Apotheker  
an der Eisengasse Marquard Wocher, der junge  
Maler, der schon etliche Bücher mit artigen Bil-

ten hat. Dann ein Blatt, auf welchem Hunde,  
ferner ein Esel und ein Gänserich – diese zwei zur  
Versinnbildlichung großer und kleiner Autoren,  
erklärt er dem Maler – als Kollegen die Stätte  
umheulen, wo der «capitalste Hund» begraben  
liegt. Eine Darstellung der Wirtschaft zu Sankt  
Jacob an der Birs zur Erläuterung der «Verglei-  
chung»:

«Hier schwangen einst ihr tapfer Schwerdt  
Die Väter – ach da floß zur Erd  
Ihr Blut zum Heil der Söhnen.  
Wir schwingen hier recht tapfer auch  
Die Gläser – ha dann fließt in Bauch  
Uns Wein – aufs Wohl der Schönen!»

Einer Ballade der Geschichte vom Ritter von  
Scheideck wird im Hinblick auf ihre sechsund-

sechzig Verse eine Illustration wohl anstehen; dieser schicksalsträchtigen Dichtung, die so bedeutend anhebt:

«Wohl, liebe Christen, höret all',  
Was ich erzehl mit Glauben;  
Von zweyer starker Ritter Fall,  
Von Unzucht, Mord und Rauben.»

Und endlich soll einer «Allegorische Pantomime, betitult Die Neumodischen Fakultäten» eine bildliche Erläuterung wohl anstehen.

Dieser Auftrag an einen Künstler von Rang ist an dem ganzen Unternehmen das Vernünftigste. Denn die trefflichen Schabkunstblätter geben dem Büchlein die Bedeutung einer kleinen bibliophilen Kostbarkeit, und ihretwegen nimmt sie der Bücherfreund nach anderthalb Jahrhunderten noch gerne zur Hand.

Die Funken vom Larenherde erscheinen 1787; die Buchhändler legen sie zu gleicher Zeit auf wie das neueste Geisteskind eines andern Dichters, der viel von sich reden macht, eines gewissen Johann Wolfgang von Goethe: Iphigenie auf Tauris. Der unter die Autoren gegangene Mixturenschüttler tut, was er kann, um den Absatz seines Buches zu fördern. Lavater in Zürich und Johann Georg Müller in Schaffhausen werden gebeten, es in ihren Kreisen zu empfehlen. Sie werden ob der Zumutung den Kopf schütteln, denn unter den Gedanken befinden sich höchst aufklärerische – nicht umsonst wirkt in Basel Isaak Iselin – und in den Gedichten schlüpfrige Stellen, die Anstoß erregen müssen. Obwohl eines mit den Worten schließt:

«Gott erfülle mein Gedicht  
Oder löscht' mein ewig Licht!»

Aber Wernhard Huber trägt das Haupt hoch. Man spricht von seinem Werke. Es ist etwas Schönes um Dichterruhm.

Nur schade, die Basler sind die letzten, die diesen Ruhm gelten lassen, wenigstens an eigenen Dichtern. Sie führen überdies böse Zungen. Nicht lange, und man spricht vom unseligen Poetaster nicht mehr anders als vom Larifunkus. Etliche Jahre später, als er in seiner Basler Offiziersuniform nach Hüningen spaziert, stößt ihm das Mißgeschick zu, von französischen Soldaten für einen Ci-devant gehalten und verprügelt zu werden. Der Larifunkus hat zum Schaden den Spott, die Basler Buben haben sich den Anfang eines seiner Gedichte gemerkt; aus den Straßenecken tönen

ihm hämisch die in so hochgemuter Stimmung hingeworfenen Worte entgegen:

«Blick' auf, mein Aug', hüpf' hoch mein Herz  
Nun hab' ich Augenweide!»

Auch Auswärtige scheinen die Gedichtsammlung nicht hoch einzuschätzen. Ein deutscher Besucher der Basler Lesegesellschaft schreibt in seinem Reisebericht: «Viele der Bücher hat der Apotheker Huber gestiftet, der Verfasser von ‚Funken vom Herde der Laren‘, die aber auch bloße Funken sind, ohne zu zünden<sup>2</sup>.»

Ein Basler Kirchenhistoriker hat über Wernhard Huber eine eingehende Arbeit geschrieben, die sich nicht nur mit den äußern Umständen des unruhigen Mannes befaßt, sondern auch Einblicke in sein krauses Innenleben vermitteln will<sup>3</sup>. «Eines der seltsamsten Sammelsurien der damaligen Literatur» nennt der Biograph das von seinem Helden verfaßte Buch. Aber er nimmt den Verfasser ernster, als es der Schreiber dieser Zeilen tut. Immerhin: die mit zahlreichen Leitsprüchen versehene Sammlung mag als aufschlußreicher Zeitspiegel gewertet werden.

Wernhard Hubers großer Tag ist noch nicht gekommen, als er seine «Funken» in die dunkle Welt sprühen läßt. Wohl hat er die Eierschalen der Brüdergemeine schon abgestreift, in die er 1753 geboren wurde – Spuren davon begegnen uns gleichwohl noch in dem Buche, unter sein Bildnis läßt er einen Spruch Zinzendorfs stechen – und er steht trotz seiner Aufgeklärtheit mit Lavater in emsigem Briefwechsel. Beim Ausbruch der Französischen Revolution aber entdeckt er sein glühendes Patriotenherz. Wir finden ihn alsbald unter den einflußreichen Männern der Helvetik. Er hält flammende Reden: «Es lebe die Freiheit und Unabhängigkeit der helvetischen Nation! Überleben müsse sie von uns keiner!» Die Menschenrechte gehen ihm über alles. Mit Einschränkungen immerhin: die Juden sollen von ihrem Genuß ausgeschlossen, sollen zum Schwören des Bürgereides nicht zugelassen werden, u. a. «weil sie sich in einem solchen Zustande der Verdorbenheit befinden, daß sie als unverbesserlich anzusehen seien<sup>4</sup>.» Er setzt sich für Volksfeste ein als Schaustellungen helvetischer

<sup>2</sup> W. L. Steinbrenner, Bemerkungen auf einer Reise durch einige teutsche, schweizer und französische Provinzen. 1791, I. S. 234 f.

<sup>3</sup> Paul Wernle/Wernhard Huber, der helvetische Großrat und Basler Dichter. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. XX. Band, 1922, S. 56-126.

<sup>4</sup> H.-A. II, 72, 74, 875.

Gesinnung und gleichsam als Ersatz für die Religion<sup>5</sup>, betrachtet den furchtbaren Kriegszug der Franzosen gegen Nidwalden als notwendig verdienstlich, stimmt der Todesstrafe für Dienstverweigerer und Widersetzliche zu. Endlich verhilft ihm sein Eifer zum Amte des Regierungskommissärs für den Kanton Solothurn, und hier übt der wildgewordene Pillendreher eine Schreckensherrschaft aus, die in unserm Lande ihresgleichen sucht. Er verhängt eine Reihe von Todesurteilen; so kostet es dem Herbetswiler Wirt den Hals, in seinem Dorfe den Freiheitsbaum gefällt zu haben.

Die Guillotine hält ihren Siegeszug, der harmlose Funkendichter ist ein kleiner Robespierre geworden.

Wie hat er vor einem Dutzend von Jahren in seinem Büchlein geschrieben? «O Geheimnis der Gottheit, Liebe! zu der immer mein Herz zurückkehrt, bei der immer meine Philosophie still steht! ...» Und an anderer Stelle: «Schöne Liebe,

<sup>5</sup> Wernle, S. 116.

die etwas anders wollen, wissen, thun kan und mag – als lieben – ... O daß ich wüßte wo die wären die warm sind – daß sie mit mir fühlen können; die Vorurtheilslos sind – daß sie mich verstehen können!»

In seiner Vaterstadt darfsich Wernhard Huber nicht mehr blicken lassen. «In dem Basel der Mediation wehte ein scharf reaktionärer Wind; man war dort schlecht zu sprechen auf die Führer und Veranstalter der Revolution von 1798. Wernhard Huber blieb das schwerste Geschick nicht erspart, das Los, in seiner Heimat völlig entwurzelt zu sein<sup>6</sup>.»

1818 stirbt in Bern, von seinen Mitbürgern gemieden und vergessen, der Larifunkus. Sein Büchlein hat sich da und dort aus verborgenem Dasein in unsere Zeit gerettet. Mein Exemplar hat laut den Eignervermerken die Besonderheit, seit seinem Erscheinen bis vor wenigen Jahren in Händen der Familie Huber gewesen zu sein.

<sup>6</sup> Wernle, S. 126.

### Mary Lavater-Sloman | Über das Schicksal einer Bibliothek



In einem schönen Hause in Winterthur wird in einem Turmzimmer eine Bibliothek von über dreitausend Bänden aufbewahrt, die ein wahres Juwel einer Bücherei darstellt. Diese Bibliothek ist belebt von den Geistern einer andern Epoche, wurde sie doch nicht in neuerer Zeit gesammelt und zusammengekauft, sondern in der Hauptsache in einer Zeit erworben, in der die Werke als Neuheiten erschienen; an jedem Band hängt ein wenig Weltgeschichte, persönliches Schicksal, Freundschaft mit den Autoren und den Großen jener Zeit. Es handelt sich um die Bibliothek Henri Meisters, des Zürcher Schöngelbes und Schriftstellers, der von 1744–1826 lebte und schon in der Jugend einer religiösen Aufklärungsschrift wegen nach Paris fliehen mußte.

Henri Meisters ganzes ereignisreiches Leben liegt in diesen Büchern. Da ist die siebzügbändige Kehlsche Originalausgabe von Voltaire, ungeschnitten, in Karton gebunden, wie Meister sie wohl in der Bewunderung für den alten Weisen

kaufte, der ihn, den jungen Freigeist, mit anerkennenden Worten in den Kreis seiner großen Gesinnungsgenossen eingeführt hatte. Da sind in einem Band vereinigt die Contes moraux von Diderot, dessen Mitarbeiter Meister war, und die Idyllen Salomon Geßners, die er, Meister, übersetzt hatte. In dieses Exemplar sind ein Dankesbrief Geßners an den Vater des Autors und der handschriftliche Entwurf zu einer Widmung Meisters an Geßner hineingeheftet; erst eine spätere Ausgabe enthält die gedruckte Widmung. Die Erstausgabe Buffons spricht von der Freundschaft Meisters zu diesem Gelehrten, mit dem er wöchentlich einmal im Neckerschen Hause zu speisen pflegte. Die Liederkompositionen Jean-Jacques Rousseaus, eine prachtvolle Ausgabe, sind wahrscheinlich ein Geschenk von Madame Necker, der Freundin und Gönnerin Meisters, jedenfalls figuriert er nicht unter den Subskribenten, zu denen die ganze königliche Familie sowie alle Fürstlichkeiten und Großen jener Epoche zählen; Madame Neckers Name findet sich jedoch zweimal auf dieser Liste, auf der eine Welt verzeichnet steht, die über kurzem von der Revolution hinweggefegt werden sollte. Auch die